

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

**Ostfriesische Tageszeitung. 1943-1945
1944**

26.2.1944 (No. 48)

[urn:nbn:de:gbv:45:1-959086](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-959086)

Ostfriesische Tageszeitung

Verkündungsblatt der NSDAP.

Amtsblatt aller Behörden Ostfrieslands

Hauptvertriebsstelle und Anschrift: Leer, Brunnenstraße, Ruf 2748/2749 — Postscheckkonto Hannover 36 949
Bankkonten: Stadtparkasse Emden, Kreis- und Stadtparkasse Leer, Kreisbank für Ostfriesland, Bremer Landesbank Oldenburg — Zweigstellen in Aurich, Emden, Esens, Leer, Norden, Weener und Wittmund

Erscheint werktätig vormittags. Bezugspreis in den Stadtgemeinden 1,70 RM. und 30 Pfg. Bestellgeld. In den Landgemeinden 1,65 RM. und 30 Pfg. Bestellgeld. Postbezugspreis 1,80 RM., einschl. 18 Pfg. Postzeitungsgebühr zuzüglich 36 Pfg. Bestellgeld. Anzeigenannahmeschluss am Vortage des Erscheinens

Folge 48

Sonnabend/Sonntag, 26./27. Februar 1944

Ausgabe I

Postverlagsort
Aurich

Rund 500 Feindflugzeuge in fünf Tagen

Vierter deutscher Großangriff auf London in 96 Stunden - England jubelt nicht mehr über Terrorschläge gegen Deutschland

Mit wachsender Stärke

Drahtbericht unserer Berliner Schriftleitung
Goe. Berlin, 26. Februar.

Der im DAB-Bericht gemeldete neue Großangriff auf London ist der vierte innerhalb 96 Stunden und der sechste im Zeitraum von acht Tagen, den die deutsche Luftwaffe gegen die britische Hauptstadt flog. Auch dieser Angriff ist in Verbindung mit den starken Verlusten des Feindes bei seinen eigenen Angriffen ein neuer Beweis für die Konstanz jener Entwicklung des Luftkrieges, die von Reichsminister Dr. Goebbels seinerzeit angedeutet wurde, als er erklärte, daß der Feind sich eines Tages überlegen werde, ob das Risiko und die Verluste noch eine Fortführung seiner Angriffe lohne.

Die englische Meldung über den neuen Angriff verzeichnet deutsche Angriffssaktionen gegen Süd- und Südostengland, sowie vornehmlich gegen London. Eine andere Meldung sagt, daß in verschiedenen Bezirken der englischen Hauptstadt eine große Anzahl Sprengbomben abgeworfen wurde. Der Londoner Korrespondent der Stockholmer Zeitung „Aftonbladet“ berichtet, daß erneut Teile London in Brand gesteckt wurden, und daß die Brände größer als früher gewesen seien: „Es war ein furchtbarer Anblick. Wohin man schaute, brannte es.“ In Fachkreisen rechnet man für die Zukunft jedoch mit noch schlimmerem. In dem gleichen Bericht des schwedischen Korrespondenten wird mitgeteilt, daß die Hilfsmannschaften immer noch damit beschäftigt seien, die Folgen der elf bisherigen Angriffe dieses Monats aufzuräumen. Eine große Anzahl Gebäude sei dem Erdboden gleich gemacht worden. Bombentracer in vielen Straßen behinderten den Verkehr. Die britische Presse selbst bringt Aufnahmen über die Wirkungen der letzten Angriffe. Die Bilder zeigen brennende Straßenzüge, von Wasser überflutetes Gelände und Bergungstruppen bei der Arbeit. Die Zeitungen nennen einstimmig die deutschen Angriffe „fire raids“ und charakterisieren damit in auffälliger Weise ihren Erfolg. Die auch jetzt wiederkehrende Mitteilung, daß das Flakfeuer im Verhältnis zu den vorhergehenden Tagen noch zugenommen habe, ist ein weiterer Beweis für die wachsende Stärke der deutschen Angriffe.

Ein britischer Rundfunkkommentar erklärt, man habe zwar gehofft, daß man bis Ende des Krieges ohne Luftangriffe durchkommen könne. Aber man müsse sich jetzt damit abfinden, daß die Wiederaufnahme der Bombenangriffe nicht nur eine Propagandaaktion von deutscher Seite, sondern zweifellos eine militärische Aktion darstelle. Es sei die „Wiedergeburt des deutschen Interesses am Krieg im Westen“.

In ähnlicher Art meint „Daily Sketch“, die britische Presse habe zu früh darüber gejubelt, daß man „der deutschen Luftwaffe die Zähne ausgezogen“ habe. Man müsse damit rechnen, daß der Angriff der deutschen Luftwaffe nicht allein gegen London weitergehe, sondern daß er sich erneut gegen die übrigen großen Industriezentren Englands wenden werde. Das aber sei im höchsten Maße gefährlich.

Von anderer Seite wird die Möglichkeit hervorgehoben, daß die deutsche Luftwaffe bestrebt sei, wichtige zentrale Organisationen der Invasion vorzubereiten zu zerstören. Bemerkenswert bleibt noch, daß in einer weiteren Meldung gesagt wird, die deutschen Bomben seien heute wesentlich sprengkräftiger als bei Beginn des Krieges. Dazu wird weiter erklärt, die Schnelligkeit der deutschen Flugzeuge sei ihr wirkungsvoller Schutz. Sie könnten in der Zeit von acht Minuten vom Kanal nach London gelangen.

Verzweiflungsakt der polnischen Exilregierung

Urmisverständliche Ablehnung der weitgehenden sowjetischen Forderungen

Eigener Drahtbericht

otz. Berlin, 26. Februar.

Gerade zum Stichtag des Ründigungstermines der englischen Garantie hat die polnische Exilregierung in London das Verbot zu zerreißen versucht, in das Churchill sie einzupinnen suchte. Sie hat ihren sogenannten Außenminister zu Eden geschickt und ihm eine Stellungnahme zu den Verhandlungen übermittelt, die über ihren Kopf hinweg um das Schicksal Polens geführt werden. Gleichzeitig hat sie in der letzten Zeit, die ihr noch zur Verfügung steht, im „Dienst Politi“ halbamtlich die Quintessenz ihres Beschlusses niedergelegt, der unmissverständlich auf eine Ablehnung der sowjetischen Ansprüche hinausläuft.

Im Rahmen dieser Unterhaltungen, war immer noch einer Curzon-Linie die Rede. Das war die Grenze, wie sie die Engländer 1920 zwischen Polen und den Sowjets vorgeschlagen hatten, die dann aber nach der bolschewistischen Niederlage weit nach Osten verschoben wurde. Die Engländer hatten diesen längst überholten Vorschlag wieder ausgegraben, um ihrer Nachgiebigkeit gegenüber den Kommunisten eine leise moralische Rechtfertigung zu geben. Aber die Polen machen dies Spiel nicht mit. Sie weigern sich entschieden, darauf zu verzichten. Sie berufen sich auf die ganzen Verhandlungen, die in den Jahren von 1919 bis 1923 geführt worden sind und haben beschlossen, auf der Grundlage dieser geschichtlichen Tatsachen und der dazu vorliegenden alliierten Dokumente die Curzon-Linie als künftige Grenze nicht anzuerkennen. Die Regierung werde unbeeinträchtigt auf diesem Standpunkt beharren. Wenn man Polen die Hälfte seines Gebietes und fast elf Millionen seiner Bevölkerung abnehme, könne das nicht als gerechte Handlung oder vernünftige Lösung angesehen werden.

Wahrscheinlich ist diese unnachgiebige Stellungnahme ausgelöst durch die Erklärung Churchills im Unterhaus, die den Todesstoß für die polnischen Hoffnungen bedeutete und die Emigranten mit dem Anspruch auf alles deutsches Gebiet abweisen wollte. Die Londoner Polen haben daraus den Schluß gezogen, daß — was sie ja eigentlich schon längst hätten wissen müssen — England entschlossen ist, sie zu

Troß gegenteiliger Behauptungen der englischen Presse beweist die nach wie vor von der anglo-amerikanischen Luftwaffe verfolgte Praxis, daß man im feindlichen Lager nicht daran denkt, Schluß mit dem Terror zu machen. Der Unterschied zu früher liegt lediglich in den immer steigenden anglo-amerikanischen Verlusten, die — wie der Wehrmachtbericht ausweist — bei den Donnerstag-Angriffen des Feindes sich auf nicht weniger als 166 Flugzeuge, darunter 143 viermotoriger Bomber beliefen. Damit wurden seit dem 20. Februar 495 Feindflugzeuge bei Terrorangriffen vernichtet.

opfern. Sie haben sich deshalb zu einem Verzweiflungstakt aufgerufen, um England die Verantwortung für die Zukunft zuzuschreiben und gleichzeitig die unerhörte Haltung der englischen Diplomatie zu brandmarken.

„News Chronicle“ zieht die Folgerung, daß die Hoffnungen auf eine Beilegung des Streites mit der Sowjetunion jetzt tatsächlich äußerst gering seien, bereitet aber gleichzeitig auch alles vor, um der Londoner Exilregierung den Boden unter den Füßen wegzuziehen, indem sie den Vorwurf erhebt, daß diese Erklärung wenig Dankbarkeit für die selbstlosen und unermüdlichen Anstrengungen Englands zur Überbrückung der Luft merkten lasse. Die englische Außenpolitik sucht offenbar nur noch einen Anlaß, um dem früher so geliebten Polen den endgültigen Fußtritt zu geben und dadurch den Weg freizumachen für die in Moskau stationierte kommunistisch-polnische Regierung, die selbstverständlich alle bolschewistischen Forderungen bewilligen wird.

Drei weitere Eichenlaubträger

0 Führerhauptquartier, 25. Februar.

Der Führer verlieh am 21. Februar das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes an Oberst Heinrich Bronart von Schellendorf, Kommandeur eines schlesischen Panzergrenadier-Regiments, als 394. Oberst Karl Lorenz, Kommandeur des Grenadier-Regiments „Großdeutschland“, als 395. Oberstleutnant Meinard von Laue, Kommandeur eines schlesischen Panzer-Regiments, als 396. Soldaten der deutschen Wehrmacht.

Leibarzt des Führers hoch geehrt

0 Führerhauptquartier, 25. Febr.

Der Führer hat am 24. Februar dem Arzt und Forscher Professor Dr. Theo Morell, Berlin, das Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz verliehen und ihm die hohe Auszeichnung persönlich überreicht. Professor Dr. Morell, der seit 1936 Leibarzt des Führers ist, hat in jahrelanger Arbeit als Vorkämpfer auf dem Gebiete der Vitamin- und Hormonforschung besondere Verdienste erworben.

Starke Risse in Roosevelts innerpolitischem Gebäude

Bisher schwerste Niederlage des Präsidenten in seinem Kampf gegen den Kongreß - Das Veto glatt überstimmt

Eigener Drahtbericht

otz. Berlin, 26. Februar.

In seinem Kampf gegen den Kongreß hat Roosevelt sich eine neue Niederlage geholt, die schwerste, die er bisher erlitten hat. Er hat ganz zweifellos die Nerven verloren und die Stärke seiner Stellung überschätzt, sonst würde er es vermeiden haben, seinen Einspruch gegen die von beiden Häusern beschlossene Zusammenfassung seiner Steuergesetze in einer Form zu begründen, die von den Volksvertretern als eine Ohrfeige empfunden wurde und zum sofortigen Rücktritt des demokratischen Führers im Senat, Barkley, eines ausgesprochenen Vertrauensmannes Roosevelts, führte.

Der Präsident hat denn auch die Quittung sofort bekommen. Das Repräsentantenhaus hat sein Veto mit 299 gegen 95 Stimmen überstimmt, und damit ist nicht nur die verfassungsmäßig erforderliche Zweidrittelmehrheit erreicht, sondern eine glatte Dreiviertelmehrheit. Die Zahl der Abgeordneten, die sich in diesem Falle zu Roosevelt bekennen wagten, ist also auch zusammengekrumpft und unmittelbar darauf wurde zu allem Überflus noch Barkley demonstriert als Führer der demokratischen Fraktion wiedergewählt. Auch das ist für Roosevelt ein schmerzlicher Erfolg, wenn er auch

vorher Bakken seiner besonderen Wertschätzung versichert und Barkley gleichzeitig in einer Erklärung seine Hochachtung vor dem Präsidenten ausgesprochen hatte.

Man soll die Bedeutung dieses Einzelfalles nicht überschätzen. An der außenpolitischen Stellung Roosevelts wird dadurch nichts geändert. Der ganze Streit ist zu verstehen nur aus den Schattenspielen der bevorstehenden Präsidentenwahl nach vorn geworfen worden. Noch niemals hat Roosevelt so böse Worte zu hören bekommen, im Parlament und in der Presse, und zwar sowohl von republikanischer wie von demokratischer Seite. Er wird als Usurpator bezeichnet. „New York Herald Tribune“ sagt ihm nach, daß er die Volksvertretung zwecklos provoziert und als Führer der Partei und des Volkes eine schwere Einbuße erlitten habe. „World Telegram“ meint, der ganze Kampf sei eine notwendige Folge des Verhaltens des Präsidenten, der seine Stellung eine Zeitlang mißbraucht habe. „New York Sun“ verwahrt sich gegen die „schlechten Manieren und die schlechten Launen“ des Weißen Hauses, und die allgemeine Stimmung wird dahin gekennzeichnet, daß die scharfe Erklärung Barkleys „eine der größten innerpolitischen Explosionen der

letzten Jahre“ gewesen sei. Sogar „United Press“ kann nicht verschweigen, daß zwischen dem Präsidenten und dem Kongreß eine Kampfstimmung herrscht wie nie zuvor. Es werden sogar Möglichkeiten einer Rückwirkung auf die Kandidatenwahl der Demokraten ausgesprochen. Aber das ist vorzeitig, denn die Demokraten wissen zu genau, daß sie politischen Selbstmord begehen würden, wenn sie Roosevelt fallen ließen. Immerhin, das ganze innerpolitische Gebäude Roosevelts zeigt starke Risse, denn sein Auftreten auch bei dem Verlangen nach einem Wahlrecht für die Soldaten, wo er die Haltung des Kongresses einen „Betrug an Soldaten und Volk“ nennt, hat viel böses Blut gemacht und ihm den Vorwurf eingetragen, daß er „unfair“ gehandelt habe, und dabei sind das erst einige Schwierigkeiten aus dem großen Topf von Konfliktsstoffen.

Auch im Senat

0 Stockholm, 26. Februar.

Auch der Senat überstimmt am Freitag — wie Reuter aus Washington meldet — Roosevelts Veto gegen das Steuergesetz. Damit ist der Senat dem Repräsentantenhaus gefolgt, das bereits am Donnerstag das Veto überstimmt.

Die erste Szene

Von Friedrich Gail

otz. Die deutsche Luftwaffe im Westen fliegt wieder, sie trägt wieder Bomben nach England, sie wirft wieder Eisen und Feuer auf London, wie im Herbst 1940 und in der ersten Hälfte des Jahres 1941. Mit großer Genugtuung hören wir in Ostfriesland wie auch die Volksgenossen in den übrigen Luftnotgebieten des Reiches von den wiederholten heftigen Angriffen starker Verbände unserer Luftwaffe auf die britische Hauptstadt. Wir bekommen Kunde von ausgedehnten Bränden und umfangreichen Zerstörungen in der Acht-Millionen-Stadt an der Themse. Und wir lesen, daß die Londoner wieder von einem Schreden ergriffen sind wie damals in den Monaten jener so gefürchteten deutschen Blühangriffe. Das Herz des Empire ist erneut in die Frontlinie gerückt. Es bekommt die Härte des Krieges genau so zu spüren, wie manche deutsche Stadt sie in den vergangenen Jahren gespürt hat.

Ein böses Erwachen hat es für die Engländer und besonders für die Londoner gegeben. Wer hatte auf der Insel denn überhaupt noch mit deutschen Luftangriffen gerechnet, nachdem Presse und Rundfunk drüben fast täglich gemeldet hatten, daß Görings einmalige so gefürchtete Waffe wohl noch eine Zeitlang ruhig sein könnte, in der Verteidigung eingelegt zu werden, daß sie aber niemals wieder in der Lage sein würde, offensive Schläge auszuheften. Und nun sind die deutschen Bomber wieder unter dem nächtlichen Himmel Englands erschienen, nicht etwa vereinzelt, sondern in hellen Scharen. Kein Wunder, daß Churchill zunächst die von hochexplosiven Spreng- und von Tausenden von Brandbomben getroffenen Teile der britischen Hauptstadt einfach abipern ließ, so daß es schwer war, sich aus eigener Anschauung ein Bild von dem Umfang der Zerstörungen zu machen. Uns überrascht auch nicht die Tatsache, daß der Presse tagelang strenge Anweisung gab, die heftigen deutschen Schläge zu bagatellisieren und lediglich von unangenehmen Störflügen zu berichten. Nachdem man drüben dann allerdings einsehen mußte, daß die deutschen Angriffe sich nicht nur regelmäßig wiederholten, sondern daß sie fast von Mal zu Mal an Heftigkeit zunahmen, konnte man nicht mehr länger schweigen. Rügen-Churchill sah sich genötigt, die Schwere der deutschen Schläge wenigstens zu einem Teil einzugestehen. So sind die Zeitungen der sogenannten Neutralen seit Tagen angefüllt mit Meldungen und Berichten, die annähernd das bekräftigen, was die deutschen Bomber drüben fast Nacht für Nacht anrichten.

Mit der Wiederaufnahme der Bombardierung Londons hat sich das Interesse vorübergehend von den Kämpfen an den Landfronten — so erbittert und schwer dort auch noch gerungen wird — abgewandt und sich dem Geschehen in der Luft zugewandt. Denn es mußte auch dem, der sich nicht beruflich mit solchen Angelegenheiten befaßt, auffallen, daß nach den ersten Luftangriffen auf die britische Hauptstadt, besonders jedoch in den letzten acht Tagen, die Anglo-Amerikaner ihren Luftterror bedeutend verschärft haben. Uns kommt es so vor, als ob sie vor dem Errichten der zweiten Front noch einmal alle ihnen zur Verfügung stehenden Kräfte ihrer Luftwaffen konzentriert gegen Deutschland einlegen wollen, um das Reich vielleicht doch noch in die Knie zu zwingen, bevor der große Übergang am Atlantik erforderlich sein sollte. Dabei haben sie ihre Taktik geändert. Während ihre Terror-Bomber früher ein Ziel oder einen Raum anfliegen, lassen unsere westlichen Gegner ihre Luftwaffen jetzt auf verschiedenen Flugtrassen auch verschiedene Gebiete zu gleicher Zeit angreifen. So haben sie an einem der letzten Tage ihre Bomben zeitlich übereinstimmend in Nord-, in Mittel- und in Süddeutschland geworfen. Dabei flogen sie von der britischen Insel her und aus Italien zur selben Stunde ein. Auf diese Weise hoffen sie, unsere Jäger täuschen und die Schlagkraft unserer Abwehr zerplittern zu können. Mit den ersten Versuchen haben sie jedoch schon kläglich scheitern erlitten. Konnte doch an einem Tage gut ein Viertel, am nächsten sogar fast die Hälfte der über die Reichsgrenzen vorgezogenen Bomber von den zusammengefaßten Waffen unserer Abwehr vernichtet werden. Mögen die Briten und Amerikaner weiter bestrebt sein, andere Methoden der Durchführung ihrer Luftangriffe zu erfinden und anzuwenden, sie werden nicht verhindern können, daß unsere Abwehrwaffen ihnen immer eine Nasenlänge vorausbleiben, so daß die Zahl der abgeschossenen Feindflugzeuge von Woche zu Woche höher wird, bis die Luftkum-

nen selbst die Sinnlosigkeit ihres Terrors einsehen müssen. Davon kann vorläufig jedoch noch nicht die Rede sein. Denn Churchill selbst hat vor dem Unterhaus erklärt, daß der Luftterror zur Zeit die beste Waffe der Alliierten sei.

Im Gegensatz zu den anglo-amerikanischen sind bei den deutschen Luftangriffen die eigenen Verluste fast unglücklich gering. Wir erfahren, daß manchmal drei, ein andermal zwei Flugzeuge vom Einlaß gegen London nicht zurückgekehrt sind. Kürzlich war es sogar nur eine Maschine, die ihren Port nicht wieder erreicht hat. So hervorragend ist die neue deutsche Angriffsstatistik, daß ihr selbst die modernsten Waffen der britischen Abwehr ohnmächtig gegenüberstehen. Das beunruhigt die Briten um so mehr, als sie damit haben einsehen müssen, daß sie — wenigstens vorläufig — den deutschen Angriffen so gut wie schutzlos ausgeliefert sind. Diese Tatsache ist in höchstem Maße erschütternd. Denn die britische Insel hat bei der Begegnung ihrer Ausdehnung eine weit bessere Möglichkeit, ihre Abwehrkräfte gegen die angreifenden Flugzeuge zu konzentrieren, als Großdeutschland mit seiner gewaltigen Ausdehnung von Norden nach Süden und von Westen nach Osten. Das ist bei Luftangriffen auf England der Vorteil des Verteidigers gegenüber dem Angreifer, während bei der Betrachtung des Luftkrieges insgesamt für uns die Tatsache günstig ist, daß unser Anflugweg nach der britischen Insel unverhältnismäßig kürzer ist als der der Engländer und Amerikaner zu uns. Hinzu kommt als vielleicht für die Zukunft ausschlaggebend der Umstand, daß bei der räumlichen Beengtheit auf der Insel die angreifenden Ziele viel dichter beieinander liegen als die für die Anglo-Amerikaner angreifenden Objekte im großdeutschen oder — was die deutsche Rüstungsindustrie betrifft — gar europäischen Räume. Nachdem unsere Luftwaffe wieder aufgeholt hat, wird sie mit der der Engländer und Amerikaner Schritt halten. Das wird man drüben bald erkennen. Und dann wird man auch erfahren, wer im Luftkrieg die echte Trumpfpartie in der Hand hat, die Anglo-Amerikaner oder wir. Möchten sie eine Zeitung aus auch um Kunden voraus sein, bald werden sie einsehen, daß sie auf die Dauer unterliegen müssen.

Dann wird — davon sind wir fest überzeugt — drüben das Sammen und Wimmern erneut anheben. Wir werden aus britischen Zeitungen und aus dem Rundfunk wieder hören müssen, daß wir barbarische Methoden in der Führung des Luftkrieges angewendet. Die Meute der anglo-amerikanischen Trabantens wird in diesen Chor einklinken und versuchen, die Weltöffentlichkeit gegen uns aufzubekken, damit man überall mit Fingern auf uns zeige. Uns wird das völlig kalt lassen. Wir wissen uns ungeschuldig am Luftkrieg gegen nichtmilitärische Ziele. Außerdem haben wir lange genug gewarnt und immer wieder darauf hingewiesen, daß nach dem schandbaren Handeln der feindlichen Luftkrieger in deutschen Städten und Dörfern einmal ein juristisches Strafgericht über England kommen würde. Ueber diese Ankündigung haben sie drüben gelacht und sie als Zeichen einer vermeintlichen deutschen Schwäche gewertet. Nun lassen wir, da wir sehen, wie unsere jahrelange Ankündigung allmählich verwirklicht wird. Und nach einem guten alten Sprichwort laßt bekanntlich der am besten, der es zuletzt tut.

Auf einen Irrtum, der hier und da vielleicht auftreten könnte, wollen wir noch hinweisen: Die in diesen Tagen geflogenen Großangriffe gegen London sind keineswegs das, was wir seit über zwei Jahren mit dem Worte Vergeltung bezeichnen. Trümmer mit Trümmern zu vergelten, wäre sinnlos. Die noch kommende Vergeltung wird eine lange vorbereitete militärische Aktion zu einem Zeitpunkt sein, der nach taktischen und psychologischen Gesichtspunkten bestimmt wird. Sie wird dem Krieg zum mindesten gegen England eine entscheidende Wendung geben. Die Briten lange über die immer wiederholte Ankündigung von deutscher Seite gepöppelt haben, werden sie angesichts der harten Schläge unserer Luftwaffe nun doch ernst. Den Gebrauch ganz neuartiger deutscher Waffen verweisen sie heute keineswegs mehr in das Reich der Fabel, nachdem Churchill im Unterhaus die Möglichkeit des Einsatzes führerloser deutscher Flugzeuge und deutscher Raketenangriffe angedeutet hat. Selbstverständlich weiß Churchill ebenso wenig wie irgend ein anderer in England, wie die Waffe gestaltet ist, mit der Deutschland die Vergeltung ausführen wird. Daß sie jedoch von durchschlagender Wirkung sein wird, ist heute kein Geheimnis mehr. Die Engländer werden es zu einem späteren Zeitpunkt am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Was sie augenblicklich allmählich in Form von Großangriffen der deutschen Luftwaffe auf London erleben, dürfte nicht mehr sein als die erste Szene des ersten Aktes jener großen Strafaktion gegen England, die als deutsche Antwort auf den barbarischen Einsatz der anglo-amerikanischen Luftwaffe kommen muß und kommen wird.

Acht Bomben auf Südschweden

O Stockholm, 26. Februar.

Nach der Ueberfliegung Südschwedens durch schwere alliierte Flugzeuge am Donnerstagabend gegen neun Uhr wurde — wie „Aftonbladet“ berichtet — das ganze Gebiet zwischen Helsingborg und Hagganäs von Militär abgesehen. Am Freitag entdeckte man nicht weniger als acht Bomben, die unerplobiert nördlich von Helsingborg lagen. Die Nationalität der Bomber sei „noch nicht genau“ festgestellt. „Wahrscheinlich“ handele es sich um englische viermotorige Bombenflugzeuge.

„Follets Dagbladet“ glaubt, daß amerikanische Bomber, die mit ihrem Flugzeug in Südschweden am Donnerstag, notabene, Deserteure seien, die genug vom Luftkrieg gegen Europa haben. Das Flugzeug sei nämlich vollständig unbeschädigt. Auch an Benzin habe es nicht gefehlt.

() Von Schweizer amtlicher Seite wird mitgeteilt, daß in der Nacht zum 25. Februar Schweizer Hoheitsgebiet von fremden Flugzeugen überflogen wurde.

An einem Tage 166 Feindflugzeuge vernichtet

Ein weiterer Großangriff auf London — Erbitterte Waldkämpfe an der Beresina

O Führerhauptquartier, 25. Februar.

Das Oberkommando der Wehrmacht gab Freitag bekannt: Im Raume von Kriwoi Rog und Swenigorodka schiederten auch gestern alle Angriffe der Bolschewisten. Unsere Angriffe westlich Swenigorodka und im Gebiet südlich der Pripietj-Lümpfe machten trotz zähen feindlichen Widerstandes weiter Fortschritte. Südlich der Beresina und nördlich Kogatschew dauern die schweren Abwehrkämpfe mit dem sich weiter verstärkenden Feind an. Verluste der Sowjets auf dem Nordufer der Beresina vorzudringen, brachen in erbitterten Waldkämpfen zusammen. Der Ort Kogatschew wurde in der Nacht zum 24. Februar nach Sprengung aller Anlagen geräumt. Weiter nördlich warfen unsere Truppen im Gegenangriff vorgebrungene sowjetische Kräfte zurück und vernichteten eine durchgebrochene feindliche Kampfgruppe. Starke Kampf- und Schlachtfliegerverbände unterstützten die Kämpfe des Heeres und fügten dem Gegner hohe Menschen- und Materialverluste zu. Auch südöstlich. Witte bilt brachen Angriffe der Sowjets und wiederholte Verluste, eine Einbruchsstelle zu erweitern, nach Abschluß von sechzehn feindlichen Panzern zusammen. Zwischen der Bahn Pleskau-Luga und dem Pleskau-See führten die Sowjets mit neu in den Kampf geworfenen Kräften wiederholte Durchbruchversuche. Sie scheiterten zum Teil in Gegenangriffen. Unsere Truppen eroberten die im Reipus-See gelegene Insel Pizillaar gegen zähen feindlichen Widerstand zurück und behaupteten sie gegen mehrere Gegenangriffe der Bolschewisten. Während südwestlich von Kama heftige Vorstöße der Sowjets erfolglos blieben, führte nordwestlich der Stadt ein Angriff estnischer Freiwilliger nach hartem Kampf zur Beseitigung eines feindlichen Brückenkopfes über die Kama.

In Italien fanden keine Kampfhandlungen von Bedeutung statt. Unsere Fernkampfverbände legten die Bekämpfung feindlicher Ausfaltungen im Raum von Nettuno sowie gegen den Nachschubverkehr des Gegners mit guter Wirkung fort.

In den Mittagsstunden des 24. Februar unternahmen nordamerikanische Bomberverbände unter hartem Jagdflug Terrorangriffe gegen einige Orte in Nord-, Mittel- und Süd-Deutschland. Besonders in den Städten Schweinfurt und Gotha entstanden Schäden. In der vergangenen Nacht führten britische Bomberverbände abends einen Angriff gegen die Stadt Schweinfurt. Feindliche Störflugzeuge warfen außerdem Bomben

auf Orte in Westdeutschland. Unsere Luftverteidigungskräfte vernichteten bei diesen Angriffen 166 feindliche Flugzeuge, darunter 143 viermotorige Bomber.

Die deutsche Luftwaffe führte in der letzten Nacht wieder einen erfolgreichen Großangriff gegen London durch.

Schnellboote versenkten in der vergangenen Nacht im Nordausgang des Kanals aus einem von britischen Zerstörern gesicherten Geleitzug einen Dampfer mit 2000 BRT. und torpedierten zwei weitere mit 3000 BRT. Das Sinken dieser Schiffe ist wahrscheinlich. Britische Schnellboote erlitten bei dem erfolglosen Versuch, den zurückkehrenden deutschen Verband anzugreifen, erhebliche Schäden. Unsere Boote kehrten vollständig und ohne Ausfälle in ihre Stützpunkte zurück.

Sich selbst den Fuß amputiert

O Berlin, 26. Februar

Am Kuban-Brückenkopf wurde, wie erst nachträglich gemeldet wird, der Regimentsarzt eines Panzer-Grenadier-Regiments durch Schüsse aus der Bordkanone eines feindlichen Tieffliegers schwer verwundet. Um seinen Dienst weiter erfüllen zu können, amputierte sich der Regimentsarzt selbst den linken Fuß, legte einen Notverband an und betrat noch weitere zehn Verwundete. Erst nachdem er die ihm obliegenden Aufgaben erfüllt hatte, ließ sich der Regimentsarzt zum Hauptverbandspplatz schaffen.

Mit dem Rittkreuz ausgezeichnet

O Führerhauptquartier, 25. Febr.

Der Führer verlieh das Rittkreuz des Eisernen Kreuzes an Hauptmann Georg Kinde, Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment, Hauptmann Fritz Bachhaus, Bataillonskommandeur in einem Gebirgsjäger-Regiment, Hauptmann d. R. Dr. Albert Bausch, Kommandeur einer Sturmgeschütz-Brigade, Leutnant d. R. Ernst Schnabel, Kompanieführer in einem Jäger-Regiment, Leutnant Kurt Horn, Kompanieführer in einem Grenadier-Regiment, Oberfeldwebel Wille Tanneberger, Kompanieführer in einem Grenadier-Regiment, auf Vorschlag des Oberbefehlshabers der Luftwaffe an Major Voh, Gruppenkommandeur in einem Kampfschwader und Leutnant Gotsch, Flugzeugführer in einem Jagdgeschwader.

O Rittkreuzträger Oberleutnant d. R. Alfred Langguth ist am 13. Januar an der Front gefallen.

Konzentration der Führung in Japan

Weshalb Ministerpräsident Tojo das Amt des Generalstabschefs übernahm?

Funkbericht unseres Dr.-A.-Vertreters

ot, Tokio, 26. Februar.

Mit der Übernahme des Amtes des Generalstabschefs durch Ministerpräsident Tojo schließt in Japan eine innerpolitische Entwicklung ab, die seit 1941 immer offenkundiger wurde. Die Konzentration aller Aufgaben der militärischen und zivilen Kriegsführung in der Hand des Ministerpräsidenten beseitigt den Dualismus, der zwischen den zivilen Ministern einerseits und dem Heeres- und Marineminister andererseits innerhalb des japanischen Kabinetts bestand.

Das japanische Kabinettsystem beruhte bisher auf einer weitreichenden Arbeitsteilung der Minister und einer Teilung der Exekutivgewalt unter mehrere zivile und militärische Autoritäten. Mehr als ein halbes Jahrhundert herrschte der Grundsatz der ministeriellen Autonomie, das heißt, zwischen den einzelnen Ministerien waren die Zuständigkeiten genau verteilt. Schon während des chinesisch-japanischen Krieges 1894/95 und des russisch-japanischen Krieges 1904/05 ergaben sich daraus Spannungen, die in der Folgezeit zumal seit dem sogenannten mandchurischen Zwischenfall von 1931, immer häufiger zu Kabinettswechseln führten.

Mit der Übernahme der Ministerpräsidenten durch General Tojo begann ein neuer Abschnitt in diesem ministeriellen Machtkampf. General Tojo bekleidet neben der Ministerpräsidenten das Amt des Kriegeministers bei. Die außerordentlichen Anforderungen, die der Krieg gegen England und die USA an Japan stellte, führten in der Folgezeit zu immer stärkeren Eingriffen in die Arbeitsgebiete der einzelnen Ministerien und zur Konzentrierung der Exekutivgewalt in der Hand des Ministerpräsidenten, der ursprünglich nur Primus inter Pares war.

Es lag im logischen Ablauf dieser Entwicklung, daß Ministerpräsident General Tojo im Frühjahr 1943 die Aufgabe der Koordination aller Ministerien übernahm, um das japanische Kriegspotential weiter bedeutend zu steigern. Tojo vereinigt heute in seiner Person die vier wichtigsten Ämter, das des Ministerpräsidenten, des Heeresministers, des Munitionministers und des Generalstabschefs, was einen völligen Bruch mit der Vergangenheit bedeutet.

Zum erstenmal in der Geschichte des modernen Japan hat der Dualismus innerhalb des Kabinetts aufgehört zu bestehen. Diese Lösung ist allgemein begrüßt worden. Eine selbständige Stellung neben General Tojo behaupten heute im Kabinett nur noch der Außenminister und der Marineminister. Zwischen ihnen und dem Ministerpräsidenten herrscht volles Vertrauen und enge Zusammenarbeit. Die Stellung des Marineministers Admiral Shimadzu ist durch die Übernahme des Postens des Admiralstabschefs noch verstärkt worden.

Alle Macht zur Führung des Krieges ist jetzt in den Händen dieser Männer konzentriert, die, wie man in politischen Kreisen betont, eine

wache dafür sind, daß die Spannungen der Vergangenheit keine Rolle mehr spielen, und daß in voller Uebereinstimmung alle Maßnahmen getroffen werden, um den Krieg siegreich zu beenden.

Heldentod auf Kwajalein und Wotho

O Tokio, 26. Februar.

Wie das Kaiserliche Hauptquartier bekanntgab, haben sämtliche japanischen Verteidiger der Inseln Kwajalein und Wotho im Zentrum der Marshall-Gruppe nach heldenhaftem Kampf gegen erhebliche Uebermacht den Tod gefunden. Die japanische Verteidigung bestand aus 4500 Soldaten einschließlich der Offiziere und aus 2000 Zivilarbeitern des Heeres und der Kriegsmarine. Nach heftigen Luftangriffen am 30. Januar begann der Feind am 1. Februar mit der Landung von ungefähr zwei Divisionen. Am 6. Februar erfolgte der letzte todesmutige Gegenangriff der gesamten japanischen Verteidigungskräfte, nachdem sie zuvor dem Feind erhebliche Verluste und Schäden beigebracht hatten. Konteradmiral Michio Yamada war der Befehlshaber der japanischen Truppen von Wotho und Konteradmiral Monzo Kinama der Befehlshaber von Kwajalein. Beide fanden ebenfalls den Tod.

Prinzensohn auf Kwajalein ge'allen

Eigener Funkbericht

ot, Tokio, 26. Februar.

Bei den Kämpfen auf der Marshall-Insel Kwajalein fiel, wie das japanische Marineministerium bekanntgab, der zweite Sohn des Kaiserlichen Prinzen Mafu, der Marquis Masahito Otowa. Marquis Otowa, der im Range eines Oberleutnants zur See stand, wurde in Anerkennung seiner Verdienste nachträglich zum Korvettenkapitän befördert.

Estland verteidigt seine Freiheit

Eigener Drahtbericht

ot, Kewal, 26. Februar.

Als eine Entscheidung Estlands gegen den Bolschewismus kennzeichnete der erste estnische Landesdirektor Dr. Mae, den Erfolg der Mobilisierung Estlands Dr. Mae, der zur 26. Wehrkraft des estnischen Nationalfeiertages sprach, erklärte, daß sich das estnische Volk niemals zur Sowjetunion bekannt habe. Ein Beweis dafür sei die Tatsache, daß von den mobilisierten 44 Jahrgängen, die für die Wehrmacht und für den estnischen Selbstschutz herangezogen werden, die Dienstpflichtigen reiflos zur Musterung erschienen seien. 135 v. H. seien mehr kaserniert worden, als man erwartet habe. Die ganze Welt werde erfahren, daß das estnische Volk mit allen seinen völkischen Kräften gegen Sowjetrußland Krieg führen werde, bis die Freiheit des Landes gesichert ist.

Die Zukunft erhalten

Von Gauamtsleiter Otto Denker

Die nationalsozialistische Bewegung des geht in diesen Tagen das zehnjährige Bestehen des Hilfswerkes „Mutter und Kind“ im Amt für Volkswohlfahrt, und es ist nicht ungefähr, daß man sich gerade heute, mitten in einer Zeit schwerer kriegerischer Auseinandersetzung intensiv mit diesem Thema „Mutter und Kind“ befaßt. Von Anfang an betrachtete die Partei die Sorge für das heranwachsende Leben als einen politischen Auftrag, weil diese Aufgabe auf der Lebenslinie unseres Volkes liegt, ja man darf sagen, an der Wurzel des Lebens steht!

Das Entstehen des neuen Lebens läßt sich nicht befehlen und nicht organisieren. Hier spricht die Natur mit ihren ewigen Gesetzen, und sie verlangt Bereitschaft, Hingebung und innere Ruhe für das neue Werden. Mag ein ganzes Volk sich Kinder wünschen, die Schmerzen um ein Neugeborenes trägt, doch immer eine Mutter allein; und ebenso ist die Liebe, die sie dem kleinen Geschöpf vom ersten Tage an schenkt, etwas Einmaliges. Jede Familie, als kleinste Zelle unseres Staates, erlebt nunmal ihr eigenes Schicksal, ihr Gedeihen und ihr Wachstum, hineintretend in unser großes Volk. Deshalb mußte ein Hilfswerk für „Mutter und Kind“, mochte es noch so großzügig aufgezogen sein, doch in seiner praktischen Tätigkeit immer einen persönlichen Charakter tragen und sich mit Liebe und Geduld dem Einzelnen widmen.

So lassen sich zwar heute nach dem zehnjährigen Bestehen dieses Hilfswerkes auch Zahlen aus der Arbeit nennen. Wir greifen heraus, daß der Gau Weiser-Ems sich allein schon über 400 NSB-Kindergründen einrichtete, daß die Summen der ausgegebenen Beihilfen und Stärkungsmittel in die Millionen steigen, daß 950 Hilfsstellen in Stadt und Land bestanden und wir ebenso mit einer großen Anzahl von Mütter- und Kindererholungsheimen aufwarten dürfen. Doch machen alle diese Einrichtungen noch nicht das eigentliche Wesen der nationalsozialistischen Volkspflege aus. Sie können wahrlich nicht leer und tot, bestünde nicht die enge Verbindung zwischen Helfer und Betreuten, das Wirken von Mensch zu Mensch. Wer anderen helfen will, muß stark genug sein, in echter Teilnahme mitzuvempfinden und führend einen Weg zu weisen. Daß wir dazu genügend fähige und willige Menschen besitzen, ist unsere Stärke! Wir können die großen Städte ebenso wie die einsamsten Winkel unseres Gaues aufsuchen und finden überall Helferinnen dieses Hilfswerkes „Mutter und Kind“, die Amtswalter der Bewegung, die unermüdet in der Arbeit stehen und ihr ganzes Herz da hineinlegen. Sie werden bei ihrem Tun von keinerlei Mißleid geleitet, das der Mittelpunkt aller früheren Wohltätigkeit war, dem es am eigenen Willen zum Barmärkertum mangelte, denn sie erfüllen ihre Aufgabe allein aus völkischer Begeisterung heraus, aus Nationalbewußtsein und mit glühender Leidenschaft, die jede Schwierigkeit des Alltags überwinden läßt.

Wo immer Volkspflege getrieben werden soll, muß erst auf der Gegenfeste Vertrauen vorhanden sein. Die stolze Bevölkerung unseres Nordbogens hat sich besonders langsam diesem Helfenwollen geöffnet und ließ sich erst ganz allmählich durch die Tat überzeugen. Der Amtswalter der NSB, oder die Hilfsstellenleiterin betrachten aber den Betreuten vor sich immer als den Volksgenossen, der innerhalb der Gemeinschaft eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen hat und nun durch unglückliche Umstände oder vorübergehende Schwäche daran behindert ist, seinen Teil zu leisten, bzw. ohne vorbeugendes Eingreifen in Zukunft daran hindert sein würde. Diesem Menschen steht man zur Seite, damit er als brauchbares Glied unseres Volkes erhalten bleibt. Langsam setzt sich diese Einstellung durch und damit auch das Verstehen, daß es nichts Unwürdiges ist, sich von der NSB helfen zu lassen. Hilfe für die Kinder anzunehmen, muß sogar als Pflicht betrachtet werden, wenn ein Volkstand vorhanden ist. Dazu kommen nun heute die vielen Mütter und Kinder, die gleich, ob wirtschaftlich gut oder schlecht gestellt, des Luftkrieges wegen von der NSB betreut werden müssen und die Möglichkeit der Verhinderung oder der Einweisung in Kriegs-Entbindungshäuser voll Dankbarkeit annehmen.

Ueber allem steht die nationalsozialistische Erkenntnis, die im Kinde das kostbarste Gut der Nation sieht. Vielleicht aus diesem Gebiet läßt sich der Gewinnswandel unseres Volkes seit 1933 so gut beobachten wie an der Einkultung zum Kinde. Wo man früher der kinderreichen Mutter Geringschätzung entgegenbrachte, wo man reichen Kinderlegen sogar als ein Unheil bezeichnete, erkennt man ihn heute als das höchste Glück und begegnet der Mutter nicht nur von der Partei her, sondern allgemein im öffentlichen Leben mit hoher Achtung und Entgegenkommen. Gerade jetzt, da der Krieg täglich das Opfer des Butes fordert, gilt um so mehr die Sorge des einzelnen der Erhaltung und Fortsetzung seiner Familie. So wächst auch im Großen der Wunsch nach Erhaltung der Art und läßt uns stärker als je zuvor die Freude an Kindern empfinden. Möge in der Partei das Hilfswerk „Mutter und Kind“ weiterhin seinen schönen Auftrag erfüllen und damit nicht nur den Müttern und Kindern helfen, sondern auch den Soldaten ihre Heimat und unserem ganzen Volke die Zukunft erhalten!

O Der Führer hat dem Ordentlichen Professor em. Berarot Dr. phil. Ludwig Tüchke in Berlin-Mitlae aus Anlaß der Vollendung seines 75. Lebensjahres in Würdigung seiner Lehr- und Vorberufstätigkeit auf dem Gebiete der Vergleichen die Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft verliehen. Die gleiche Ehrung erhielt der Ordentliche Professor em. Dr. Alfred Schulte in Gelnhausen aus Anlaß der Vollendung seines 80. Lebensjahres in Würdigung seiner Verdienste als Forscher und Lehrer auf dem Gebiete der deutschen und germanischen Rechtsgechichte.

Verlag und Druck: NS-Gauverlag Weiser-Ems GmbH, Zweigniederlassung Emden, zur Zeit Verlagsleiter: Frau Friedrich Müller, Hauptgeschäftsführer: Menlo Kolleris (im Redaktions). Stellvertreter: Friedrich Wain. Das gilt als Kassen-Beitrag Nr. 21.

Die Furcht vor dem Frieden

Sorgen anglo-amerikanischer Soldaten / Aufschlußreiche Gefangenenaussagen

otz. R. So grundverschieden wie die Haltung des deutschen Soldaten vom Gangsterideal des anglo-amerikanischen Militärs, ist auch die Auffassung der Kriegführenden über die Pflichten gegen ihre unter den Waffen stehenden Männer und deren Familien verschieden. Bei uns ist es eine Selbstverständlichkeit, daß der Soldat und seine Familie im Mittelpunkt der Fürsorge des Volkes stehen. Und neben der liebevollen Pflege der Verwandten zeigt der Ausdruck „Ehrenbürger der Nation“ für unsere Kriegsverfahren, wie sehr die Heimat um die Pflichten weiß, die ihr das Opfer der Frontsoldaten auferlegt.

Und bei unseren Gegnern? Den Bolschewismus brauchen wir in unseren Untersuchungen gar nicht erst einzubeziehen, zu bekannt sind seine Mordlust und die menschlichen Lebens- und mittellose Härte gegen seine Völker. Aber die Methoden der U.S.A.-Amerikaner, die ja nach den Worten ihres Präsidenten für eine Nachkriegswelt „frei von Sorge, Furcht und Hunger“ kämpfen sollen, verdienen es, einmal in Vergleich zu den unsrigen gelegt zu werden.

Nach den Agitationsmeldungen unserer westlichen Gegner herrscht in ihren Ländern eitel Freude und Zufriedenheit, und ihre Soldaten brennen geradezu darauf, für die finanzgewaltigen Auftragsgeber in den Tod zu gehen. Aus den Spalten der englisch-amerikanischen Presse, aus Berichten, die uns über das neutrale Ausland erreichen, und vor allem aus Gefangenenaussagen ergibt sich jedoch ein ganz anderes Bild von der sozialen Lage der anglo-amerikanischen Soldaten, als es die Feindpropaganda der Weltöffentlichkeit vortragen beabsichtigt ist. Es vergeht kaum ein Tag, an dem nicht eine englische oder amerikanische Zeitung in möglichst unauffälliger Form über Klagen von Soldatenfrauen berichtet, die der Regierung völlige Gleichgültigkeit gegen ihr Schicksal, das Fehlen jeglicher Betreuung und eine unsoziale Haltung vorwerfen, die nur von finanziellen Erwägungen und Profitgier bestimmt sei.

Die neueste dieser alltäglichen Meldungen findet sich in der U.S.A.-Zeitschrift „Colliers“. In ihr berichtet eine Soldatenfrau, daß sich die amerikanischen Krankenhäuser weigern, werdende Mütter, deren Männer Soldaten sind, aufzunehmen, wenn sie nicht Arzt und Krankenhaus im voraus bezahlen. Oder aber sie würden 24 Stunden nach der Geburt hinausgeworfen. In Jacksonville (Florida) seien Soldatenfrauen mit neugeborenen Kindern auf den Straßen umhergeirrt, weil das Krankenhaus sie nicht länger behalten wollte, die früheren Vermieter aber Frauen mit Kindern ablehnten. Dies ist nur ein kleines Schlaglicht auf die amerikanischen Verhältnisse. Bezeichnend aber für die Einstellung des Soldaten gegenüber, der bei seinem riskanten Einsatz als schlechter Geschäftspartner gilt.

Am traurigsten aber ist es in den beiden Demokratien um das Schicksal der Kriegsschädigten bestellt. So lange der Soldat brauchbar ist, wird er gut gepflegt und bezahlt, da seine Anteilhaber dementsprechende Leistungen erwarten. Kann er diese nicht mehr vollbringen, so lohnt es sich auch nicht mehr, Geld für ihn aus-

zugeben, — er wird ohne Erbarmen zum alten Eisen geworfen. In unserer Erinnerung sind noch die Hungermärsche der amerikanischen Veteranen des Weltkrieges und ihre Umzüge, bei denen sie durch Konfetti und Papierfetzen zu Karnevalsfiguren gekostümte wurden. Und es ist noch nicht lange her, daß einige englische Abordnete im Unterhaus ihrer Regierung völlige Interessenlosigkeit am Schicksal der Kriegsschädigten vorwarfen und feststellten, die Renten seien so niedrig, daß die Soldaten damit überhaupt nichts anfangen könnten. Als ein Sprecher der Labour-Partei von der Regierung wenigstens eine Zuhörer gerechterer Renten nach dem Kriege forderte, wurde er mit einer nichtsagenden Bemerkung abgepeift.

Am deutlichsten aber erhält die Lage der anglo-amerikanischen Soldaten eine Zusammenfassung von Gefangenenaussagen. Uebereinstimmend kommt in ihnen die Furcht vor der Nachkriegszeit, die Sorge um das Schicksal der sich selbst überlassenen Familien, das drohende Gespenst der Arbeitslosigkeit, das Mißtrauen in den „guten Willen“ der Regierungen zum Aus-

Wie die „kleine Soldatenfrau“ entstand

Geschichte eines Volksliedes von heute — Als RAD-Sänger unterwegs

otz. R. Wie bekannt ist der deutsche Soldat einbedeutender zum Liebeslied als heute. Wenn er in seinen Bunkern und Unterküsten in Feindesland liegt, dann bringt ihm der Rundfunk mit einem kleinen Lied die Heimat — und das Lied ist ihm mehr als eine Symphonie, ist ihm Anseh, die Verbindung zu jener Welt, für deren Erhaltung er kämpft und Leib und Leben einsetzt.

Daß mein Lied von der „tapferen kleinen Soldatenfrau“ zu diesen Liedern gehört, war für mich das schönste Geschenk, das das Schicksal mir bisher machte. Es entstand im ersten Kriegswinter am Westwall in einer Balkanfront. Wir saßen in der Kantine und der Lautsprecher befand irgendwo in der Ferne. Mädchen: Ersta oder Monika oder Rosemarie. Da saß eine der Alten: „Es ist ja nicht recht, daß sie immer die Mädchen mit den Modenamen bezeichnen. Meine Frau heißt Berta — und die befindet sich in der Front.“ Da kam mir der Gedanke, ein Lied zu machen, das für alle ungenannten Soldatenfrauen bestimmt ist. Und schon am nächsten Sonntag sang ich in unserem Gemeinschaftsraum die Uraufführung. Da merkte ich gleich, daß es wohl ein gutes Lied geworden war, man weiß das ja selbst. So recht am Abend im Dunkeln murmelte sie noch vor meiner Tür und als ich hinaustrat, da standen die Kameraden auf dem Korridor und baten, daß ich es doch noch einmal singen möchte. Und ich sang es noch einmal und sie summten alle mit. Das war sehr schön. Am nächsten Tage wollten sie alle Urlaub haben, um es ihrer Frau vorzutragen, das neue Lied. So ging es seinen Weg und wie glückselig war ich, als Strienz es dann im Volkstanzchor brachte und mitten ins Herz des Volkes hineinsang.

Später erhielt ich vom Reichspropagandaführer den Auftrag, überall hinzugehen, wo Arbeits-

druck. Ein englischer, in jahrelangem Kolonialdienst ausgezeichneter Sergeant sprach bei seiner Vernehmung das aus, was die meisten seiner Kameraden denken: „Der Sieg würde uns auch nicht weiterhelfen. Im Gegenteil. Wir werden nach der Entlassung die ärmsten Teufel unter der Sonne sein.“

So sehen anglo-amerikanische Soldaten ihr Leben in der Nachkriegszeit in den Staaten, die über dreiviertel des Weltgoldbestandes in ihren Tresoren haben und finanziell in der Lage wären, jeden ihrer Kriegsschädigten zumindest ein sorgenfreies Leben zu gewährleisten! Doch die Interessen der Aktienbesitzer sind wichtiger. Eine soziale Vororgung der Kriegsschädigten vertritt sich nicht mit der 20- bis 30prozentigen Dividende, die heute anglo-amerikanische Rüstungswerke an ihre Aktionäre zahlen.

Die anglo-amerikanischen Soldaten haben ihre große Prüfung noch vor sich. Bei der angelegten Invasion im Westen wird sich zeigen, wieviel Soldaten mit einem derart pessimistischen Wissen im Herzen die kommenden schwersten Belastungsproben und blutigen Kämpfe ihrer Geschichte gegen eine Wehrmacht bestehen werden, in der auch der letzte Grenadier von der Notwendigkeit des Sieges zur Erfüllung des sozialen Volksstaates überzeugt ist.

Kriegsbericht Joachim Schulz-Werner.

männer eingeleitet sind und ihnen mit meinen Liedern seine Grüße zu bringen. Zu den Kolchosfrauen des Ostens, den Sonnenübergluteten Bunkern in der Dünentille am Atlantik. In der Weite der Steppe verflang mein Lied und das Rauschen der Wälder klang hinein — in der Rinde des Ostens saßen meine Zuhörer vor mir mit hochgeschlagenen Mantelknöpfen und Belohnungen an den Hüften — am Atlantikwall in der Badewanne und von Mäusen umschwirrt. Immer aber im Banne des deutschen Liedes!

Nichts kann der deutsche Soldat mitnehmen in die Weite der Welt, nicht das Rauschen der heimatischen Wälder, nicht den Klang seiner Heimatklänge, nicht das Lachen seiner Frau oder den Jubelschrei seines spielenden Kindes — im Liede findet er alles wieder. Das Lied geht mit ihm, wie der Atem und der Schlag seines Herzens. Da vergeht er, was ihn beunruhigt, da grüßt er, was so fern ist! Da findet er nicht nur Trost, sondern auch neuen Mut und neuen Willen. Seine Soldatenliebe stärkt sich im Lied — und es ist ihm nach jeder Stunde, wie nach einem erfrischenden Bad. Keiner sagte es einfacher und besser als jener alte Stabsarzt, der den fahrenden Sänger an das Tor seines Lazarettes brachte, ihm beide Hände schüttelte und sagte: „Ruhren Sie wohl — Sie machen eine gute Reise!“

RAD-Kriegsbericht Strässer.

otz. Sein eigenes Kind totgeblieben. Ein Soldat in der Nähe des Rheins, an dessen Fuß sich spielende Kinder ergötzen hatten, bemerkte nicht, daß sein eigenes kleinkindes Kind noch am Leben war, als die anderen Kinder bereits fortgeschleppt waren. Beim Zurückgehen des Fußwegs wurde der Knabe gegen eine Scheunentwand gedrückt und getötet.

Hagenbeck-Pinguine „in Pension“

otz. Durch die Zerstörung großer und prächtiger Zoologischer Gärten in den Großstädten kommt den gleichgearteten Anlagen in kleineren Städten eine wachsende Bedeutung zu. Eine solche kleine, aber bedeutsame Anlage besteht in Wefermünde in den städtischen „Tieregrotten“ und dem Aquarium, die durch ihre günstige Lage am Meeresstrand und durch ihre enge und erfreuliche Verbundenheit zum Seefischmarkt sowie dank des großzügigen Entgegenkommens der zuständigen staatlichen und städtischen Behörden als eines der letzten Institute Deutschlands mit sich fortbewegenden Tieren besetzt ist. So leben hier in Wefermünde die letzten fünf Pinguine Deutschlands. Diese positierten Südpolarvögel halten sich nur schlecht in unseren Zoos, die großen Kaiserpinguine beispielsweise gehen durchweg nach einem Jahr ein, und auch die große Schar der übrigen Pinguine bedarf einer sehr aufmerksamen Pflege. Durch konfervierte Fische, die sie nicht vertragen, sind sämtliche Pinguine in den deutschen Zoos — bis auf fünf — in den ersten Kriegsjahren eingegangen. Wefermünde hatte von seinen einundzwanzig Pinguinen einen einzigen gerettet und hat nun kürzlich die letzten vier Hagenbeck-Pinguine „in Pension“ bekommen, da hier an der Wefermündung die Ernährungsmöglichkeiten günstiger sind.

otz. Postbriefkasten ist 60 Jahre alt. Der heutige Postbriefkasten, der durch Unterziehen des Postfachs entleert wird, ist eine Erfindung des Schlossermeisters Karl Friedrich Zeller in der hessischen Stadt Offenbach. Die Erfindung wurde vor 60 Jahren patentiert.

otz. Wieder ein Opfer einer gefährlichen Infektion. Ein Schüler aus Dornum in Ostfriesland verlegte sich den Schutzhelm vor verdorbenen Mitteln auf einem Laub abzuheben. Er setzte sich dabei auf das Verbindungsglied zwischen Motorwagen und Anhänger und kam beim Absteigen plötzlich zu unglücklich zu Fall, daß ihn die Räder des Anhängers zermalmen.

Kohlenklaus' Helfershelfer Nr. 18



Herr Gähnemaul

Kommentar fast überflüssig. Bequem? Noch bequemer!... unlustig... alles hat Zeit! Wenn das Frieren nicht so unangenehm wäre, würde er sogar seinen Berater Kohlenklaus erziehen, nämlich gar nicht heizen. Aber sonst hört er keine Hand, auch wenn er überall hört und liest, wie man Kohle, Strom und Gas spart, um... ja, um sich selbst und der Rüstung zu helfen, nicht nur auszukommen, sondern noch Reserven zu schaffen. Und noch eines: Gähnen steckt an!

Und jetzt mal Hand aufs Herz: Halte Dir den Spiegel vors Gesicht! Bist Du's oder bist Du's nicht?

Ämliche Bekanntmachungen

Auftrag des Oberkommandos der Kriegsmarine an die deutschen Frauen! Die Soldaten und ihre Familien im Mittelpunkt der Fürsorge des Volkes stehen. Und neben der liebevollen Pflege der Verwandten zeigt der Ausdruck „Ehrenbürger der Nation“ für unsere Kriegsverfahren, wie sehr die Heimat um die Pflichten weiß, die ihr das Opfer der Frontsoldaten auferlegt.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Unterführerlaufbahn der Wehrmacht. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben. Bewerber, die den folgenden Anforderungen entsprechen, können sich für die Laufbahn der Unterführer bewerben.

Hier hört 'n Frau in 't Huus

Van Johann
Friedrich Dirks

otz, Albrecht Haseleop was as sien vader Schamaler woren. Dit handwerk kleemde so an de Gemijne. Sien grootvader harr dat ool bedreven, un dei sien vader nedd so. Als Albrecht Haseleop utleert harr, is he in de Frömden gahn. Dör heel Düütsland is he wanneret, heit dat moie Land befehen un in sien junk Väpken oööl Vermaat hatt. As he weer taurligelomen is na sien Vaders Dood, was he 'n heele Keerl woren: lüttjet wall, man stemmeg. Sien Ogen seken lüttig in de Welt, un beter Meneern harr he ool annahmen.

Man he harr ool noch wat anners uptauwiesen, wat he franger neet hatt harr: sien lüttje, dicke Nöse glumm in alle Rören. De Vili säen, dat he wiß dar buten an de Drant tomen was. Man oööl Minsken denken ja geern dat Schick von annern. Albrecht Haseleop vertende alle, dei dat hören mullen, dat he lüd de rade Nöse dar unner in Bayern wegfaat harr. war he as Gefelle arbeit heit. He was dar mal in de hoge Bargen Regeen un harr lüd darbi verlopen un de heele Nacht bit an de Mörgeen in de Rolle herummedwacht. Dar harr he lüd de Nöse verlorren, un alle Dokters un hör Salve harrn hum neet helpen kunnt.

Neddgeliet darum, he was ool mit sien robe Nöse 'n gaude Schuster, un sien Mäuder was stolt up hum un braasfede darmit herumme, dat in 't Arbeiden geen Schuster in de Stadt tegen hör Junge ankunn. Dei was ja ool wie in de Frömden weit un harr dar düchtig wat tauleert.

Dat bleew dann ool neet ut, dat Albrecht Haseleop oööl tau dauhn kreeg, un sonaam de junge Wichter un Frauen twammen mit hör Schauhüß na hum hen. So moi as he, säen se, lunn hör geen anner dat na de Sinn mafen: Man sien Mäuder doog anners darover, se was man wat wantaunig un sä: „Albrecht, dar tomen oööl Flügups bi di, dei geern an de Mann willn. Ja raa di, mien Jung, höll dien Ogen open.“

De Schuster lachde. „Geen Schrid, Mäuder, id worr al mit de Fraulüß klaar.“ He was lütt overtüügt, dat de Wichter um hum twammen, un he belde lüd dar wat up in. Man war sien Mäuder so gaud för hum förgen dä, doog he neet daran, eene van hör in 't Huus tau nehmen. Erst will he noch wat van sien Väwen hebben un dauhn un laten düren, wat he woll. Noch woll he geen Bängel an 't Been hebben.

Dat ja he ool tegen sien Gründ Heie Krißhans, as dei hum frag, warum he lüd geen Frau nehmen dä. „'n Keerl as du“, sä he, „muff doch neet eenstellig lopen.“

De Schuster trug sien Steern in dusend Rollen un leggte een Finger an sien robe Nöse. Dat dä he allied, wenn he nadenkend utsehn woll.

„Id will di wat seggen, Heie“, sä he dann, „twee Keerls tomen wall mitnanner in Huus ut, man twee Fraulüß neet.“

Dar tann Heie Krißhans nids tegen seggen. He harr 'n Bruut un woll geern trauen, man ool 'n Sifter, dei hum upstünds de Huusholgen wahrnam. He nids. „Ja, Albrecht, war twee Frauen in Huus lünd, is eene tauvööl.“ Man as Albrecht sien Mäuder de Ogen tau-dahn harr, dau doog he doch lütt daran, en Frau in 't Huus tau nehmen. Nu muß en anner as sien Mäuder för hum förgen. He kloppde darum bi Siefertje Meertens an un frag, of se hör Plinien neet tauahmen smieten sulln. He harr al lant 'n Oge up dat nider Wicht smeten un tegen sien Gründ Heie Krißhans leggt: „Siefertje — un geen anner!“ Un as Heie Krißhans sä: „Sm, un wenn Siefertje neet will?“, dau heit lüd de Schuster, so gaud as he dat kunn, in de Vork smeten un seggt: „Siefertje neet will? Dar is heel geen Gedante an. So 'n Keerl as id!“

Man wat Albrecht Haseleop heel neet in de Sinn tomen was, dat is dann doch gebührt: Siefertje heit de Schuster neet hebben wullt. Tegen hör Gründinnen heit se naderhand seggt,

dat se doch geen Mann mit 'n dicke robe Nöse hebben wullt, un „Haseleopste“ wull se lüd ool neet nomen laten. Se heit ool darfor förgt, dat de Bader up de Haut van de Strate dat gewahr wurr un hoopde, dat dei bold bi hör anbieten dä.

De Schuster is na Huus gahn un leet de Lippe up dat darde Knoopsgeit hangen. He meende, alle Minsken müssen hum dat ansehn, dat Siefertje nids mit hum tau dauhn hebben wullt. He harr an de Dag heel geen Lüt mehr an de Arbeit un heit sien Huusdöre oögrinnelt un is in 't Bedde tropen.

As Heie Krißhans de anner Mörgeen bi sien Gründ Albrecht inleef un frag, wau hum dat mit Siefertje gahn was, dau leet de Schuster heel neet up un haude mit sien Hamer as mall de Plüßen in de Sohle. Heie Krißhans murt lutt, dat dat schen gahn was un sä: „Muff di nids ut mafen, Albrecht, 't giwt Fraulüß genug in de Welt.“ De Schuster leet nu doch up

Das schillernde Kleid / Von Clara Schünemann-Kruyskamp

Vili hatte weiter nichts zu tun, als im weichen Rücken dazuliegen und zu lächeln. Bereitwillig zeigte sie ihr ebenmäßiges Gesicht und die Grünchen in den Wangen. Das glatte Haar, von der Stirn auf die starken Brauen gekämmt, hing seitwärts wie ein Mantel um ihre noch kindlichen Schultern.

Alles ringsumher war weiß: die Tauben, die ihre schöne Mutter umflatterten und sich auf deren Wint inmitten schwebender Ringe gruppierten, die aufrecht trillenden gelblichen Terriers, die selbst die Hüften und die Reifen! Einzig ihrer Mutter Kleid schillerte wie Himmel und Erde. Aus der Nähe befehen, merkte man, daß es aus Gaze und Glitter bestand. Wenn jedoch das Bühnenlicht darüber spielte, gingen Sonne, Mond und Sterne darin auf.

Vili sagte sich in diesen Rahmen — ja! wie die Tauben und ergeben wie die Hunde — bis Hans Arthur zu der Künstlertruppe stieg. Er war ein vielseitiger Künstler. Für Vili ward er ein Erlebnis, die Tür ins Mädchenparadies. Einiges Tages, als ihr kleines Herz sich gar zu unruhig gebärde, hat sie die Mutter, ebenfalls ein solch schillerndes Gewand anziehen zu dürfen. — „Aber nein“, lächelte diese. „Wo? Es paßt nicht in den Rahmen!“ — Vili schwieg bestännt. Sie streichelte die Tauben, die auch nur weiß gefiedert waren. Durste sie verraten, daß der Gedanke an Hans Arthur ihr diesen vermessenen Wunsch einklinkerte? Sie hatte gestern beobachtet, wie er hinter den Kulissen stand und gebannt auf ihre schöne Mutter starrte. Er besaß lichtbraune Augen wie ihr Lieblingshund, und sie wollte ihre Seligkeit darum geben, wenn er sie nur ein einziges Mal so anschauen würde.

„Es muß an dem Kleid liegen“, rebete sie sich ein. Nachdenklich preßte sie die Lippen zusammen und verbarg die schönen Zähne. Ja, sie fraulte hinfür die Stirn, sobald sie in ihr schlichtes Röschchen schlüpfte, das kein Mensch beachtete.

Hans Arthur war viel jünger, als seine stattliche Erscheinung es vermuten ließ. Viliß Mutter war ihm mindestens ein Jahrzehnt voraus. Doch was beagte das bei einer solchen Frau! Ihr Herz schillerte ebenso wie ihr Kleid. Es war, wie wenn es Funken stob, daran Hans Arthurs Sinne sich entflammten.

Der junge Künstler hatte schon mancherorts Vorbeeren geerntet. Aber die Leute hinter der Bühne flüsteren nießlegend, daß er noch nie so an Witz und Laune geknüpft habe wie jetzt. Ebenso einmütig teilte sie jedoch die Meinung, daß die kleine Vili mit jedem Tage lustvoller auf den Brettern stünde. — „Kind, du verdirbst die Nummer!“ hatte die Mutter schon zweimal bestimmt gesagt, „ich werde mir Ersatz suchen und dich in ein Internat geben müssen.“

un reep: „De Döwel sall de Fraulüß haken.“ Heie Krißhans kneep sien linke Oge tau. Dat dä he allied, wenn he lüd kniedelbe. „Du büßt wall mall, Albrecht! Wat wull wi Mannlül anfangen sünner Fraulül! Mufft du dien Potte dann allenne schradben?“

„Ja, dat will id!“ „Du rölelt, Albrecht. 'n Frau hör hier in Huus, anners kummt du umme in Luus un Pluus!“

Man de Schuster bleew stieskoppig. „Id will geen Frau hier hebben — legg id di.“

„Dat höwt ja ool geen Frau wefen, Albrecht, man 'n Huushollerste hört hier her.“

Dol darvan wull de Schuster nids weeten. Veertien Tage heit he lüd allenne hulpen.

Man as de veertien Tage umme wassen, dau stunnen de Potten un Pannen as Bargen up de Tafel, un geen Koppke in 't Schapp was mehr spon. He vertunn dar ja nids van; sien Mäuder harr ja för alles förgt. Dau wurr he doch anner Sinns.

As Heie Krißhans weer bi hum inleef, dau schaamde he lüd, dat dat so bi hum ussag, un

Vili schwieg und ließ das Köpfchen sinken, daß das lange Haar über ihr Gesicht schlug wie ein Vorhang, der alle ihre Gedanken verbarg.

Eines Tages kam die Mutter mit Hans Arthur überein, die Tiernummer zu verfeinern und künftig mit ihr gemeinsam ein neues Programm aufzustellen. Doch wohin mit Vili? Nach manchem Hin und Her verpflichtete der junge Mann ihr bei, das Mädchen in ein Internat zu schicken, da es für den Künstlerberuf scheinbar keinerlei Eignung habe. Man merke ja, wie es sich gäbe.

Erst als alles bis in die letzte Einzelheit verabredet war, zog die Mutter Vili endlich ins Vertrauen. — „Fortjagen wollst ihr mich?“ preßte diese hervor. „Oh...!“ Sie haßte die Faust und ließ davon, hatte sie die Drohung bislang doch nicht ernst genommen.

In der Garderobe lag eine große Schere auf dem Tisch. Eine Axtel Sie griff danach. Und als sie noch ungeschickt mit dem Ding in der Luft fuchelte und ein Opfer suchte, fiel ihr Blick auf das schillernde Kleid, das hier auf einem Bügel hing. Da schnitt sie auch schon an dem Stoff herum, anfangs funkelnd, dann aber langsam und bedacht. Ihr Horn verlor sich. Ja, er verwandelte sich in eitel Entzücken, als sie sich aus dem schönsten Festein rauch ein Mädchen formte.

Die ahnungslose Mutter entdeckte das Unglück erst in letzter Minute und mußte notgedungen mit ihrem dunklen Tuchkleid auf die Bühne treten. Vili jedoch erschien zum Erstaunen aller in schillerndem Rot! Sie hatte das lange, glatte Haar zu einer Flechte geknüpft und diese um den schmalen Kopf gelegt.

Das Kleid ließ ihr geheime Kräfte, verneinte sie. Doch nein, es weckte nur ihr Selbstbewußtsein und brachte ihre schlummernden Talente zur Entfaltung. Darum lächelte sie, wippte auf den Füßen und erregte unvorhergesehene Bewunderung. Erst in dem von ihr mit ficherem, fräulichen Instinkt gewählten Rahmen gelangte ihre Eigenart zu schöner Geltung.

Sie war fast sechzehn Jahre und eine kleine Dame. Hans Arthur sah sie an. Und als er ihren Blick auffing, war er plötzlich wieder der Junge, der „ermachen“ geübt hatte und sich nun, etwas ungerührt noch, zurücksetzte, dorthin, wo das Mädchen stand.

Viliß Mutter las in seinen Augen. Der Brand, den sie darin entflammte, war erloschen vor einem strahlend jungen Licht. So lächelte sie denn, bemüht, die leise Neugier zu verborgen; sie, die vom Schicksal nicht für jung genug erachtet wurde, das Liebesfeuer wahrhaftig.

Hinfür trug sie ein dunkleres Gewand. Ihr Herz blieb jedoch eigentümlich hell, weil sie Viliß täuschlich lieblicher erblühendes Gesicht und ihren rührenden Eifer gewahrte, wenn Hans Arthur mit ihr probte. Und das geschah sehr oft.

he A: „Ja, wenn man't alle allenne mafen mutt!“

Heie Krißhans kneep weer sien linke Oge tau un kniedelbe lüd.

„Hebb id bi 't neet seggt, Albrecht, dat hier 'n Frau in 't Huus hört!“

De Schuster schüddelte de Kopp. „Ne, an 'n Frau hebb id geen Smeel mehr. Dat was eenmal. Man dar heft du wall teht an 'n Huushollerste kunn id wall brufen.“

„So“, sä Heie Krißhans, „dat is 'n vernünftige Gedante van di. Dann kann di hulpen worrn.“

Na, un dann kwam dat so, as Heie Krißhans dat hoopit und lüd taurechte doogt harr: sien Sifter Etta trug de Dag darup na Albrecht Haseleop as Huushollerste hen. Un ool sien eegen Besewart hull se so lant in de Riege, bit he mit sien Antje Hochtied hollen kunn.

Etta Krißhans was 'n lüds Wicht. So moi as Siefertje was, se wall neet, man se was geund un harr 'n paar Arms, dei na 't Arbeiden stunnen. Dat dürrde neet lant, dau was in Albrecht se Huus weer 't alle up 't Stidje, un dat bligde un blenkerde um hum tau.

„Döwel noch mal“, doog Albrecht, „dei kann d'r mit klaar worrn.“

Bööl proten dä se neet, un dat was de Schuster ool heel recht. De Hauptfate för hum was, dat se sien Huusholgen gaud in de Riege hull. Wieder wull he nids van hör.

Dat meende he. Un doch muß he hör altmek natielen, wenn se dörr 't Huus lopen dä. „Döwel noch mal“, doog he dann, „tad is se.“ Man lutt darup schüddelte he argerliet de Kopp. Wat harr he hör nataufieten, he wull doch nids van de Fraulüß weeten! Un he sette lüd weer recht up sien Schusterbud hen un haude as düll mit sien Hamer de Plüßen in de Sohle.

Etta Krißhans bleew besüwige. Se dä hör Mark un pagde up, dat up Tied dat Eien un Drinken up de Tafel stunn. Wieder lehrde se lüd neet an de Schuster. Wenn 't Abend was un se hör Huusarbeit dahn harr, fung se ant neihen. De Schuster lesde dann de Zeitung. Man sünner dat he dat wull, lunde he wall ober 't Blatt weg na Tetta, hör Hannen hen, dei so flint mit Nadel un Draht klaar worrn kunn.

„Döwel noch mal“, doog he dann weer, „wat kann se dat!“ Un he wurr meer vergerst up lüd lüßt, sä lütt, „Gaude Nacht!“ un troop in Bedde.

Etta leet hum mit grote Ogen na, nids un lachde dann still vör lüd hen.

In de Nacht leet Etta de Schuster ool neet taufrede. He lag in Drööm hör flinke Fingers un hör tade Gang. Man as se taucht tegen hum sä, dat hör dat neet langer bi hum gesull un se weer weggahn wull, dau waut he vör Schrid up.

De anner Mörgeen was de Schuster heel verdreht. He belde lüd in, dat sien Drööm ut twamm, an he was so daran in Gedanken, dat he mitens lutt reep: „Ne — dat dürrt neet!“

Etta Krißhans, dei dat hörd, frag hum: „Wat dürrt neet, Meister?“

Albrecht wurr heel verlegen un fung neet, wat he seggen sull. „Oh — oh —“, wug he ant küttern, „id — id — meen man so.“

„Na, dann ist gaud!“ sä Tetta. Darbi drehte he lüd umme un lachde weer still vör lüd hen.

Ja, un dann is dat so tomen, as dat tomen mutt, war 'n junk Wicht un 'n junge Keerl bis nanner wohnen: Albrecht Haseleop leet van Dag tau Dag mehr na Etta hen un vergaht darbi, dat he eenmal tegen Heie Krißhans leggt harr, dat he an 'n Frau geen Smeel mehr harr. Siefertje harr he, heel ut sien Gedanken laan, för hum gaw dat blood noch eene, un dat was Etta.

Genes Daags heit he all sien Maut tauahmen nohmen un hör fragt, of se wall för immer bi hum bliewen wull as sien Frau. Un se heit lüd ool neet an sien robe Nöse fört un „ja“ leggt. Se harr't ja al murten, wau dat mit hum kunn. As Heie Krißhans dat gewahr wurr, dat Albrecht un Etta lüd eens wassen, dau heit he meer sien linke Oge tauknepen un lüd kniedelt. Dat was hum weer mal mitlofen.

Bleib standhaft

EIN ROMAN VON ALFRED HEIN

17) „Längst ein — und — zwanzig“, sprach es genießend seine warme Cellostimme nach.

„Aber sag, Constanze, wozu hast du die Harmonika mitgeschleppt, wenn du nicht spielst?“

„Ja, machen Sie doch ein bißchen Stimmung hier an der Bar. Die Jazzband drüben hat gerade Pause“, bat die Barmaid.

„Was soll ich denn spielen?“ fragte sie.

„Singen auch — bitte!“ sprach Wolfram. Seine grauen Augen unter den edigen Brauen suchten dabei ihren Mund.

Und diesem Blick noch weniger als den Worten konnte Constanze widerstehen.

„Ein Solo für Fräulein?“ fragte die Barmaid und klatschte die Hände, daß die Umstehenden und an der Bar Stehenden auf-lachten: Ah — Bravo — Los, los!

„Fräulein Constanze!“ sagte Wolfram mit Anlagertonfall.

Und Constanze kam das Lönslied in den Sinn, sie sang es. Das Lied klang so aus:

Und der Schnee, der ist weiß,
Und das Feuer ist heiß,
Und das Feuer brennt sehr,
Doch das Scheiden noch mehr.

„Jetzt was Redes!“ lachte einer.

„Ja, lustig, lustig!“ wühlte ihr eine schon etwas angeheiterte Blondine zu, die am Zylinder einen Luftballon wippen ließ.

Wolfram nids: „Noch ein Liedchen. Du singst wie ein Waldvogel.“

„Ich hab doch gar keine besondere Stimme“, bat er.

Ein alter bärtiger Herr mit einer großen Glase, der als eine Art Zauberer einen langen, dünnen Zauberstab mit sich trug, berührte das mit Constanzes Harmonika, als wollte er das

Pied hervorzaubern. Laufend legte er die Hand ans Ohr.

Constanze sah zu Wolfram hin. Er nickte aufmunternd. Da kam etwas Verwegenes in ihre Miene und sie sang:

Ich war bei Eoßen ganz allein,
Und hüßten wollt' ich sie:
Jedoch sie sprach, sie würde schreien,
Es sei vergebne Müß.

Ich wagt es doch und küßte sie,
Trotz ihrer Gegenwehr
Und ichrie sie nicht? Jawohl, sie lachte;
Doch lange hinterher.

Stefan suchte seit Stunden Constanze. Und fand sie nicht. Sie war wie vom Erdboden spurlos verschwunden.

Auf Mirko dagegen stieß er immer wieder. Mirko benahm sich selbst für einen Maskenball zu toll. Charlo hatte sich keine Zubringlichkeit bald verbeten. Sie bat Stefan und, wenn er auf Suche nach Constanze war, die andern Begleiter, ihr Nachgaset vom Galle zu halten. Der war natürlich darüber doppelt wütend.

Eine kleine Savonardin wurde sein Opfer, ein hübsches braunrotes Ding. Mit der tanzte er nun, und dann betraut er sich. Die Savonardin ließ er aber nicht gehen. Wenn andere Tänzerin sie aufforderten, wurde er ausfällig. Bis Stefan diesem abstoßenden Spiel mit der Kleinen ein Ende machte: „Du bist ja betrunken, Mirko.“

Die Savonardin weinte fast: „Ich danke Ihnen. Zum Schluß hat er mich immerfort daselbe gefragt. Ganz blödsinnig. Ob das Jebra weiß ist und schwarze Streifen hat oder schwarz ist mit weißen Streifen? So was Dummes.“

Stefan aber wußte: Mirko spielte mehr den Betrunkenen, als er es wirklich war. Er mußte seine Wut und Eifersucht auf Charlo an einer andern auslassen. Anfangs hatte Stefan während des Festes die Brille abgenommen; jetzt aber, als er Constanze zu suchen und sonst nichts im Sinn hatte, setzte er sie auf, mochten auch manche über den bekräftigten schreienden Scholast lachen.

„Haha!“ höhnte Mirko gefällig, „deine Constanze ist längst mit einem Kavaler getünkt.“

„Schwäger!“ sagte Stefan verächtlich und ließ ihn stehen.

Stefan irrte weiter durch die Säle. Er kletterte treppauf und treppab und geriet schließlich auf eine hohe glasverkleidete Balustrade, von der man ganz aus der Ferne in den blauen Saal hinabsah. So sehr die Menge drunten lärmte, kein Geräusch drang bis hier oben hinan. Es war alles anzuschauen wie in einem kühlen Film. Durch die Tür des Saales rannten die bunten Maskenruder unaufhaltsam wie Sand, der durch das Loch einer Sanduhr fließt, dachte Stefan. Und das Bild der Sanduhr brachte Gedanken an den Tod. Denn Stefan war todtraurig zumute.

Als er in den blauen Saal wieder herabkam, stieß er auf den blonden Sanden.

„Sanden, hast du Constanze gesehen?“

Aber Sanden, obwohl er Constanze vor einer halben Stunde begegnet war, schüttelte den Kopf: „Nein, Klobwig.“ Er gebrauchte inständig diese Klobwige. Oder war es Eifersucht, die Stefan noch mehr quälte, als er sich schon quälte? Das war es wohl nicht — eher ver-schwieg Sanden seine Begegnung, weil er dunkel fühlte, er leistete dadurch Constanze wenigstens ganz von fern einen Liebesdienst.

XVIII.

Der kleine Wagen verließ den fahrsingdurch-trubelten Kurpfüllendamm und alit den Höhen-zollerndamm, entlang dem Grunewald zu.

Bei Nebel und Nacht schwammen Berlins Linien geheimnisvoll ineinander. Da und dort glimmte ein spätes Fenster. Die Häuser sahen aus, als ob sie Seelen hätten und um Glück und Dual der Menschen wüßten.

Constanze hüßelte sich in ihren braunen Pelz und zog das rote Kaputzel enger. Wie war sie nun wieder in dieses kleine blaue Auto gekommen, das Wolfram jetzt schon am Kolonad in die stille Hagenstraße einbiegen ließ? Dann fuhrten sie bereits durch die walddurchwachsene, von einsamen Villen flankierte Königsmarschstraße.

Plötzlich hatte Wolfram im Schlenbern durch die immer wilder trübenden Säle innegehal-ten und sie sehr zärtlich angelächelt: „Ich bin

diesen ganzen Mummenschanz ehrlich satt. Aber ebenso hungrig bin ich, dich immerfort anzuschauen. Und das können wir doch nicht hier. Ich wohne in einem Villenheim am Grunewald. Versteh mich nicht falsch, Constanze. Ich will gerade, weil ich es ganz ohne verdeckte Absichten ehrlich meine, nur dies sagen: Komm mit! Frau Bärlapp, das ist die Wirtin des Villenheims am Wildpfad, wo ich haufe, hat bestimmt ein Zimmer für dich. Und dann —“

Constanze hatte nur, keines Wortes mächtig, genickt. Sie fühlte seit Stunden, daß sie ihr ganzes Leben lang dieser Begegnung mit Wolfram entgegengegangen war. Bisher hatte sie in den Tag hineingelebt; jetzt wußte sie um den Wert des Weiterlebens.

Ja, und nun sah sie neben Wolfram in seinem Wagen und ließ sich von allem, was ihr gestern noch viel zu bedeuten schien: von der Musik, von den Freunden, von allem und allen hinweg entführen. Sie mußte plötzlich an Seppl denken. Immer hatte sie sich den, den sie einmal lieben werde, ähnlich wie den Vater vorgestellt. Der Vater war ihr Idealbild all die Jahre. Nun sah Wolfram ganz anders aus: blond, groß, schlank, verwegend.

Der Wagen hielt. Von einem großen Garten umflossen, war das Villenheim zuerst kaum sichtbar für Constanze. Es schien, als hätte hier am Wildpfad das Auto schon mitten im Grunewald.

Da wurde ein Fenster hell zwischen dem dichten Geäst der Lärchen — und dann zeigte ein großer Lichtschein, wo die Tür sich öffnete.

„Frau Bärlapp, wie schön, daß Sie noch mach sind. Ich bringe einen mir und folglich auch Ihnen sehr lieben Gast.“ Constanze krieg etwas zögernd die acht Stufen zu dem Portal des Villenheims empor; Wolfram und Frau Bärlapp, eine gemüthliche behäbige Dame vom Maria-Theresia-Typ, lächelte ihr ermunternd zu: „Kommen Sie nur, das ist keine Räuberhöhle hier!“

„Frau Bärlapp — und dies ist das schönste Mädchen vom Feit der Maler und Musikanten — es war herrlich! — Fräulein Constanze.“ (Fortsetzung folgt.)